Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
B. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 308. **Sonnabend** den 20. Juni 1903. **97. Jahrgang.**

Das Reserve-Offizierkorps in Frankreich.

v. W. Man ist sich in Frankreich schon längst klar darüber geworden, daß im Kriegsfall nicht nur eine schlagfertige Armee in erster Linie unbedingtes Erforderniß für die Voraussetzung eines siegreichen Ausganges ist, sondern daß ebenso tüchtige Reservetruppen zu dem Bestande eines vollwertigen Feldheeres gehören. Diese richtige Erkenntnis hat aber bei der Landarmee ebensowenig, wie für ähnliche Verhältnisse bei der Marine, zu praktischen Maßnahmen geführt, da mit ihr die verfügbaren Mittel des Landes in Bezug auf die Bevölkerungszahlen und den durch diese sicher zu stellenden Ersatz nicht gleichen Schritt halten. Man stehe daher vor der Tatsache, daß in diesem Jahre die Präsenzstärke der französischen Armee nur 580 278 Mann ausmacht und damit um 68 217 Mann geringer sein wird, als sie nach dem Cadre-Gesetz von 1875 festgesetzt worden war. Hieraus ergibt sich, daß das französische Friedensheer, einschließlich der ihm jetzt angehörenden Marinetruppen, nach dem Etat um 55 000 Mann hinter der deutschen Armee zurücksteht. Um die vorhandenen Lücken zu decken und namentlich um den Bestand der Reservearmee für den Kriegsfall sicherzustellen, war der Vorschlag gemacht worden, das bisherige Soldatenmindestmaß von 1,54 Meter fallen zu lassen und mit demselben auf 1,52 oder sogar bis auf 1,50 Meter herunterzugehen. Aus Gründen der gleichmäßigen Ausbildung der Truppe und wegen der Schwierigkeiten, mit so kleinen Leuten die bisherige Länge des Exerzierschrittes beibehalten zu können, hat man zwar von der beantragten Maßregel vorläufig noch Abstand genommen, jedoch gleichzeitig versprochen, die Einstellung von Leuten unter dem bisherigen Militärmaß für die Festungskompagnien im Auge zu behalten, falls unter den bisherigen Bedingungen der Kriegsbedarf der aktiven und der Reservearmee nicht mehr erreicht werden könne.

Aber nicht nur der Mangel am Mannschaftsbestande erfüllt die maßgebenden französischen Militärkreise mit Besorgnis, sondern auch der fehlende Offiziersersatz, namentlich derjenige der Reserveoffiziere, bildet andauernd den Gegenstand ernster Bedenken und die Veranlassung sorgfältiger Beratungen und eingehender Erörterungen im Parlament und in der Presse. Das französische Volk und die aus ihm hervorgehende Armee stehen ja nach der Verfassung und der historischen Entwickelung auf ganz anderen Grundlagen, als in Deutschland. Trotzdem haben selbst einsichtige Männer der jüngeren Generation in Frankreich geglaubt, daß sich Teile unserer Heeresinstitution dorthin übertragen ließen, ohne deren fundamentalen Aufbau mit hinüberzunehmen, und daß Patriotismus, Opferfreudigkeit und Selbstlosigkeit in militärischen Dingen ohne Zusammenhang mit anderen unerläßlichen Faktoren und Bedingungen des deutschen Heerwesens zu erreichen seien. Die Enttäuschung ist bei solchen Vorstellungen naturgemäß nicht ausgeblieben, denn die Regierung hat innerhalb der letzten vier Jahre, zunächst bei der Marine, die Erfahrung gemacht, daß die Zuverlässigkeit in ausreichendem Ersatz eines Reserveoffizierkorps niemals durch die bloße Aussicht auf Erlangung des Offiziersteils gewährleistet werden kann und daß, wenn es so weiter gehen würde wie bisher — hatten sich doch in dem angegebenen Zeitraum von vier Jahren in Summa nur sechs junge Kapitäns der französischen Handelsmarine um den Reserveoffiziersrang beworben —, mit den Jahren, und namentlich im Kriegsfalle, eine ernste Krisis für die Verwendbarkeit der starken Flotte eintreten müßte. Aber diese bedenklichen Folgen eines unrichtigen Systems haben sich nicht nur bei der Marine, sondern in weit nachteiligerem Umfange bei der Armee geltend gemacht, wo nach den neuesten Berichten mehr als 6000 offene Stellen im Reserveoffizierkorps die Verwendung von Armeen zweiter Linie geradezu gefährlich machen würden.

Um hier helfend und bessernd einzugreifen, hat der General André der Kammer zunächst einen Gesetzentwurf vorgelegt, mit dem er an die durch Artikel 23 des Gesetzes vom 15. Juli 1889 von längerem als einjährigem Dienst befreiten jungen Leute appelliert und jährlich etwa 68 000 Mann zu einer besonderen militärischen Ausbildung und einer vier- bis fünfwöchigen Uebungsperiode in der Reserve einziehen will. Der Kriegsminister glaubt, dadurch jährlich etwa 1000 Reserveoffiziere mehr zu erhalten und mit der Zeit die Fehler und Versehen auszugleichen, die Unachtsamkeit und mangelnde Einsicht schon lange geschaffen haben. In vielen Kreisen der Armee und im Lande teilt man die optimistischen Hoffnungen des Ministers nicht und meint, daß, wenn man dem ganzen Stande der Reserveoffiziere nicht weit höhere Vorteile einräume, als ihm bisher zugebilligt waren, die vorhandenen Lücken in der Armee nicht zu beseitigen seien. Daraufhin sind nunmehr die nächstbeteiligten Kreise mit bestimmten Forderungen an den General André herangetreten und haben in erster Linie verlangt, daß den Reserveoffizieren das Tragen der Uniform bei mehreren besonders namhaft gemachten Gelegenheiten gestattet, daß ihnen ferner die Fahrten auf Eisenbahnen zum Militärtarif, d. h. zum vierten Teile des sonst üblichen Preises, zugebilligt, und daß ihnen schließlich Equipierungsgelder für den Fall eines Feldzuges bewilligt werden. Auf diese Weise werde der persönlichen Eitelkeit und den materiellen Interessen in hinreichendem Maße Genüge getan, sodaß „der freimütigen Betätigung des Patriotismus kein Hindernis mehr im Wege stehe“.

Außer denjenigen Männern, die die vorstehenden Forderungen aufgestellt haben, gibt es aber viele, die zur Beseitigung der obwaltenden Mißstände die Neuorganisation der Institution der Einjährig-Freiwilligen als die vornehmste und notwendigste Aufgabe hinstellen und an die Zeit erinnern, wo an die Ausbildung dieser jungen Leute die Erwartungen und Hoffnungen geknüpft wurden, daß sie eine „unerschöpfliche Pflanzschule eines brauchbaren und tüchtigen Reserveoffizierkorps“ werden würden. Bemerkenswert ist, daß hierbei, wie bei dem Entwurf des vorerwähnten General André schen Gesetzes auf das glänzende Beispiel Deutschlands hingewiesen und mit dürren Worten ausgesprochen wird, die angestrebte vier- bis fünfwöchige Uebungsperiode in der Reserve werde nur dann die sehnlichst erhofften guten Resultate zeitigen können, wenn die vorangegangene einjährige Dienstperiode nach deutschem Muster betrieben werde. In diesem Falle, schreibt ein großes französisches Blatt, sei zu hoffen, daß „politische, soziale, finanzielle und andere, den Interessen der Landesverteidigung nicht nur fremde, sondern nachteilige Rücksichten nicht wieder den Erfolg unerläßlich und selbst dringend gewordener Reformen gefährden würden“. Man muß diesen Erfolg abwarten.

Deutsches Reich.

✦ **Berlin**, 19. Juni. (Das Zentrum in Oberschlesien.) Das Zentrum muß den Ausgang der Wahlen in Oberschlesien mit einem heiteren und einem nassen Auge betrachten. Mit einem heiteren Auge, denn es wird diesmal voraussichtlich noch alle bisher von ihm innegehabten oberschlesischen Mandate behaupten. Mit einem nassen Auge aber, weil die Gegner des offiziellen Zentrums sehr erhebliche Stimmenzahlen aufgebracht haben, und zwar sowohl die deutschgesinnten Gegner, wie die Sozialdemokraten, wie endlich auch die Polen. In dem Wahlkreise Beuthen-Tarnowitz hat der dem offiziellen Zentrumskandidaten entgegengestellte deutsche katholische Bewerber rund 8000 Stimmen erhalten, die ihm fast ausschließlich von Katholiken gegeben worden sein müssen, da der Wahlkreis nur 8 Proz. evangelische Bevölkerung besitzt. Verhältnismäßig noch blamabler für das Zentrum ist der Ausgang der Wahl im Wahlkreise Oppeln. Dort war in letzter Stunde Graf Ballestrem gegen den wegen seiner offenkundigen polnischen Gesinnung für jeden deutschgesinnten Mann unmöglichen offiziellen Zentrumskandidaten Szmula aufgestellt worden und erhielt auch über 4000 Stimmen; der Humor der Sache ist, daß Graf Ballestrem in einem sehr deftigen, ja nahezu beleidigenden Briefe sich gegen seine Aufstellung in Oppeln verwahrt hatte. Bedeuten die 8000 Stimmen in Beuthen und die 4000 in Oppeln eine Rebellion deutschgesinnter Katholiken gegen das polonisierende offizielle Zentrum, so bedeuten die auf radikal-polnische Kandidaten gefallenen Stimmen eine Rebellion gegen die Geistlichkeit. Daß der Erzbischof von Breslau durch einen Hirtenbrief die katholischen Wähler Oberschlesiens von polnischen Wahlen abzuhalten suchte, ist bekannt, weniger bekannt aber dürfte sein, daß dieser Hirtenbrief noch durch direkte Briefe von Ortsgeistlichen an ihnen bekannte reudige Schäflein verschärft wurde. Bedenkt man nun, wie folgsam bisher das oberschlesische Volk immer gegen die Geistlichkeit gewesen ist, so will es sehr viel sagen, wenn der polnische Kandidat in Kattowitz über 11 000 Stimmen erhielt und die Bewerber in Beuthen, Lublinitz und Pleß zwischen 6000 und 8000 Stimmen. Dazu kommen endlich noch die sozialistischen Stimmen mit über 9000 in Kattowitz und über 10 000 in Beuthen. Der oberschlesische Zentrumsturm ist also doch erheblich ins Wanken geraten und es dürfte kaum lange dauern, bis der eine oder der andere Stein herausfällt.

ß. **Berlin**, 19. Juni. (Das führende bayerische Zentrumsorgan für die Sozialdemokratie.) Die großen Erfolge der Sozialdemokraten bei der Hauptwahl lassen es als selbstverständlich erscheinen, daß die bürgerlichen Parteien sich bei den Stichwahlen gegenseitig unterstützen. Das führende bayerische Zentrumsorgan ist dieser Ansicht nicht. Im Wahlkreise München I findet Stichwahl zwischen dem sozialdemokratischen und dem nationalliberalen Bewerber statt und der Sieg des letzteren ohne Hilfe des Zentrums ist nahezu ausgeschlossen, da kaum abzusehen ist, wie weit der sozialistische Vorsprung von 4000 Stimmen wettgemacht werden könnte. Das führende bayerische Zentrumsorgan fordert seine Gesinnungsgenossen schon jetzt auf, diese Hilfe zu versagen. Mit gesperrten Lettern schreibt es: „Eine Unterstützung des liberalen Kandidaten durch das Zentrum ist absolut ausgeschlossen.“ Grund: der nationalliberale Bewerber hat sich in einer Wählerversammlung gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes ausgesprochen. Ja, nach dieser Maßgabe wäre eine gegenseitige Unterstützung der bürgerlichen Parteien überhaupt nicht möglich. Die Freisinnigen sprechen sich gegen jede Erhöhung der Getreidezölle aus, die Konservativen gegen jede Herabsetzung von Lebensmittelzöllen, und trotzdem werden sich hoffentlich die beiden Parteien bei den Stichwahlen gegenseitig gegenüber der Sozialdemokratie unterstützen. Wenn die bürgerlichen Parteien sich aber ein politisches oder religiöses Glaubensbekenntnis abverlangen wollten, so würde die Sozialdemokratie auch bei den Stichwahlen triumphieren.

* **Berlin**, 19. Juni. Für die Stichwahlen richtet die „Kons. Korr.“ an ihre Gesinnungsgenossen folgende Mahnung:

„In zahlreichen Stichwahlen wird auch diesmal erst die endgültige Entscheidung über die Zusammensetzung des neuen Reichstages fallen. Leider haben die dringenden Mahnungen zu regerer Beteiligung an den Hauptwahlen nicht viel geholfen. Zahlreiche Wähler sind auch diesmal der Urne fern geblieben und haben der Sozialdemokratie neue Siege ermöglicht. Die sozialdemokratische Presse triumphiert ob dieser beschämenden Erfolge. Der „Vorwärts“ erklärt bereits Deutschland als das Land der Sozialdemokratie. Die Stichwahlen sind darum diesmal von besonders hoher Bedeutung. Die vorliegenden Stimmenergebnisse zeigen, daß es noch immer möglich ist, ein weiteres Anwachsen der Sozialdemokratie zu verhindern, wenn die bürgerlichen Parteien einmütig zusammenhalten. Um insonderheit den konservativen Kandidaten, welche in der Stichwahl stehen, zum Siege zu verhelfen, darf kein Mittel unversucht bleiben, um noch einmal auf die Säumigen zu wirken, die am letzten Dienstag ihr Wahlrecht nicht ausgeübt haben. Im übrigen kann für unsere Partei die Stichwahlparole wiederum nur lauten: Unter allen Umständen gegen die Sozialdemokratie. Es muß daher bei den Stichwahlen jede konservative Stimme aufgeboten werden, um darzutun, daß die konservative Partei gewillt ist, die Sozialdemokratie mit allen Kräften zu bekämpfen. Als eine Partei, die auf christlichem und monarchischem Boden steht, muß gerade die konservative Partei alles, jeden Mann und jede Stimme, aufbieten, um den Sozialdemokraten, den Vertretern des Antichristentums und der Republik, möglichst zahlreich Niederlagen zu bereiten. Wir treten nicht in die Schranken für diese oder jene Partei, sondern für unser Vaterland, für das Gemeinwohl, für die Monarchie! Es wird unseren Wählern in manchen Wahlkreisen starke Selbstver-

Feuilleton.

Wie man Millionär wird.

Es ist immer ein kitzelndes Gefühl, in die Werkstatt des Goldmachers zu schauen und da, wo man dies nicht kann, wenigstens aus der Werkstatt erzählen zu hören. Gold will jeder gern haben, und es ist auch nicht allen vergönnt, welches zu machen; aber wie es gemacht wird, das will jeder gern wissen — er könnte ja auch einmal Lust dazu bekommen. Unsere Goldmacherräume sind keine großen Gewölbe, wie wir sie so oft in Büchern aus dem Mittelalter gezeichnet finden, und es hängen keine ausgestopften Reptilien von der Decke herab, auch kein großer Amboß steht mitten in der Werkstatt des Meisters. Die Feuerstätte mit dem großen Blasebalg fehlt, es fehlen die Regale mit den Hunderten von Büchsen, in denen sich Elsteraugen, Krähenfüße, Fuchsliebern, Wolfsherzen und tausenderlei Kräuter befanden. Totenköpfe, Skelette und Meerkatzen gehören nicht mehr zum Inventar, und der Meister selbst geht nicht mit einer viereckigen Mütze auf dem Haupte, mit einem Pelz in der Hitze der Hundstage und mit großen, starken, eisenbeschlagenen Schuhen auf dem steinernen Fußboden einher. So finster und unwirtlich ist es nicht mehr. Eine freundliche große Stube mit mehr oder weniger Tischen, der Fußboden mit Teppichen belegt, einige bequeme Lehnstühle und einige Bilder an den Wänden, die den Besucher sofort aufklären, daß die Vorfahren des Inhabers nichts waren, daß das Geschäft zu Zeiten der Väter nur sehr klein war und daß nur allein der gegenwärtige Inhaber der Mann ist, der .... das ist alles. Das ist die Werkstatt.

Das Goldmachen selbst, das zeigt er nun gerade nicht, allein wenn er recht gute Laune hat, dann sagt er uns, wie er es gemacht hat, und gibt uns die besten Ratschläge, wie wir es nachmachen sollen. Ob uns das freilich gelingt, das ist eine andere Sache; denn es ist ein Haken dabei. Die alten Goldmacher waren zugleich Sternkundige, Astrologen und Alchimisten. Sie brauchten zum Gelingen ihrer Kochkunst die günstige Konstellation der Gestirne und außerdem auch noch geheimnisvolle Worte. Ohne sie konnte kein Guß gelingen, ohne sie nützten Katzenpfoten, Hasenhirn, Schwerspat und Schwefelkies nichts. Wenn sie die richtigen Worte nicht wußten und wenn sie den richtigen Moment nicht abpaßten, war die ganze Mühe umsonst und sie hatten die Mittel umsonst in den großen Topf geworfen. Was da herauskam, das war kein Gold! Nur wenige hatten Glück, nur wenige kannten die Zutaten und erfanden irgend einen Stoff, der ihnen Gold oder Goldeswert einbrachte, Porzellan u. a.

Der Goldmacher gibt es jetzt mehr wie früher, und sie, was der Unterschied ist, sind alle glücklich in ihrem Tun gewesen; denn bevor sie noch kein Geld gemacht haben, bevor sie noch keins besitzen, nennt man sie nicht Goldmacher. Also, wie gesagt, wenn uns so ein moderner Goldmacher von seiner Arbeit erzählt, wird er immer von sich erzählen, von seinen Helfern weniger, noch weniger von dem Einflusse der Zeitläufte, die er geschickt benutzte und ausnutzte. So etwas kann man auch nicht lehren. Es hat deshalb einen eigenen Reiz, wenn einer der erfolgreichsten Goldmacher aus seinem Innern herausgeht und nicht nur zwischen Sekt und Kaffee bei dem Dufte einer Havanna die Regeln seiner Goldmacherkunst verrät, wenn er die Gründe, denen er seiner Meinung nach den Erfolg verdankt, öffentlich in kritisch veranlagter Versammlung darlegt. So hat es Carnegie in der Sitzung des Eisen- und Stahlinstituts am 9. Mai in London getan. Man kennt auch in Deutschland die wissenschaftlich-praktische Wichtigkeit und Vornehmheit dieser Gesellschaft, der ein Bessemer, Siemens, Thomas u. a. präsidierten, und als man Carnegie zum Präsidenten wählte, war es sowohl für ihn als für die Gesellschaft eine Ehre. Carnegie vergalt sie, indem er den gelehrten und praktischen Leuten, die um ihn herum zu seinen Füßen saßen, die Gründe auseinandersetzte, denen er und seine Gesellschaft ihr Emporkommen, ihren Reichtum, ihre Macht verdanken. Er öffnete die Tür seines Laboratoriums und die Fenster sperrangelweit, so daß man in jeden Winkel hineinsehen und es ihm nachmachen kann — wenn man eben kann. Nun, das ist selbstverständlich nicht unsere Sache. Wir haben es hier nur mit Herrn Milliardär Carnegie und seinen Kunstregeln zu tun.

Carnegies Rezept ist ziemlich einfach, wenn man es liest, ob es indessen so einfach auszuführen ist, das ist eine andere Frage. Vor allem predigt er die Zuziehung junger oder wenigstens neuer Kräfte. Nehmt junge Genies als Teilhaber! ruft er aus, und nun erzählt er, wie er es gemacht hat, und wie gut er und seine Gesellschaft bei dieser Maxime gefahren sind. Das „Teilhaber“ ist nun nicht wörtlich zu verstehen. Er will vor allem die jungen Leute am Ertrage des Geschäfts interessieren. Es soll jeder fürs Geschäft so wie in seine Tasche arbeiten. Er braucht niemals als freier Teilhaber Geld einzulegen, nein, er hat es nur zu verdienen und dann wird das Nichtentnommene gutgeschrieben und der Teilhaber kauft sich dafür einen Anteilschein, eine Aktie. So haben es viele gemacht und so sind viele reiche Leute geworden. Man muß ihnen immer mit dem Millionär winken, es ist nicht nötig, daß sie es sind, es ist nur nötig, daß sie es einmal werden können! Das ist die Geschäftsphilosophie Carnegies nach dieser Seite hin. Es ist ja kein Wunder, und solche Erfahrungen hat man auch in Deutschland gemacht, daß die am Geschäft interessierten Leute doppelt und dreifach mehr aufpassen und ihre Kräfte anspannen als die andern. Beinahe in jedem unserer besseren Manufakturdetailgeschäfte ist die Gewährung von Provisionen für die Verkäufer Sitte und bewährt sich. Eins ist jedoch in Deutschland noch unbekannt, glücklicherweise oder leider? — das ist die Bezahlung, die nicht im Kontrakte steht, für freiwillig geleistete Arbeit. Carnegie verschmäht freiwillige Arbeit. Jede Arbeit muß bezahlt werden, jeder Handgriff wird mit Dollars und Cents aufgewogen. Geld allein kann man forttragen und mit Geld allein kann man Geschäfte zu Ende führen.

Uebrigens ist er auch manchmal auf Leute gestoßen, die von der Teilhaberschaft nichts wissen wollten. Er erzählt da eine kleine Geschichte. Es galt in einem Betriebe der Fabrik eine Verschmelzung mit einer andern Organisation durchzuführen. Man brauchte dazu einen Mann, der gleich tüchtig als Kaufmann, wie als Ingenieur war. In einem Mr. Jones glaubte Carnegie die geeignete Kraft gefunden zu haben. Er läßt ihn also zu sich kommen. Nun entspinnt sich folgendes Gespräch: „Wieviel verdienen Sie jetzt am Tage bei uns, Mr. Jones?“ „Acht Mark.“ „Das ist nicht viel. Viele andere junge Kaufleute haben mehr als Sie und legen zurück, um Teilhaber des Geschäfts zu werden. Haben Sie keine Lust dazu?“ „Zum Verdienen ja, zur Teilhaberschaft nicht“, sagte Mr. Jones. „Well, Mr. Jones“, meinte Carnegie, „ich kenne Sie, ich schätze Ihre Fähigkeiten, ich halte große Stücke auf Sie und ich vertraue Ihnen. Sehen Sie, wir müssen das und das im Geschäft organisieren, so und so muß es gemacht werden. Ich allein kann es nicht mehr. Ich werde Sie damit beauftragen. Natürlich bekommen Sie ein anderes Gehalt. Unter solchen Umständen ist es gewiß geraten, wenn Sie bei uns als Teilhaber eintreten.“ Jones denkt eine Weile nach, dann fragt er: „Sie sind fest entschlossen, mich mit der Arbeit zu betrauen?“ „Ja.“ . . . „Nun gut, Mr. Carnegie, ich bin Ihnen sehr verbunden. Aber ich verstehe nur meine Sache. Das, was ich tun soll, werde ich tun. Mit Teilhabersorgen will ich jedoch meinen Kopf nicht belasten. Meine Arbeit nimmt mich ganz in Anspruch. Deshalb will ich kein Teilhaber werden, aber ein bombenmäßiges Gehalt müssen Sie mir zahlen.“ Carnegie lächelte, „das sollen Sie haben. Ich werde Ihnen soviel Gehalt geben, als der erste Beamte der Union erhält!“ Jones war einverstanden und blieb mit demselben Gehalte in leitender Stellung bei Carnegie. Als freilich Carnegies Geschäftsteilhaber erfuhren, daß Jones ein Präsidentengehalt bekam, machten sie sehr saure Gesichter, sie haben indessen die Ausgabe nicht zu bereuen gehabt. Uebrigens wäre Jones nach Carnegies Rat besser gefahren, als nach Ablehnung der Teilhaberschaft.

Carnegies ganze Weisheit, Millionär zu werden, läuft darauf hinaus, junge Kräfte heranzuziehen und sie zu interessierten Teilhabern zu machen. In seiner Rede hat er die Frage nach allen Seiten hin beleuchtet.

Das Fischerboot, dessen Mannschaft festen Sold erhält, und jenes Boot, dessen Mannschaft allein auf den Ertrag des Fanges angewiesen ist — sind nicht zu vergleichen. Sie sind unvergleichbar größer. Die Mannschaft des ersteren tut nur, was sie soll, die des zweiten alles was sie kann. Welches Fischerboot einen größeren Fang macht, das liegt auf der Hand!

Für seine Rede erntete Carnegie großen Beifall, wahrscheinlich wird es auch dabei bleiben. Es will zwar jeder gern ein Carnegie dem Vermögen nach werden, aber das Rezept Carnegies ist ihnen doch zu problematisch — die modernen Goldmacher wollen nämlich selbst beim Goldmachen keine Unkosten haben und alles selbst verdienen!

SLUB
Wir führen Wissen.